

Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 10 (1870)
Heft: 7

Nachruf: Nekrologe : Statthalter und Med. Joh. Ulrich Meier
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seinem lieben Herisau 100,000 Fr. vermacht hatte, und zwar je 20,000 Fr. dem Armen gute, dem Armenhause, dem Waisen hause und dem Brunnenamt, sodann 10,000 Fr. der Realschule und 10,000 Fr. zur Gründung eines Gemeindefrankenhau ses, in Bezug auf welches er den ausdrücklichen Wunsch beifügte, daß dasselbe zu jeder Zeit von Diaconissinnen besorgt werden möchte. An andere Vergabungen des Verstorbenen reihten die Erben noch viele von sich aus. Ihm und ihnen sei herzlicher Dank dafür!

2. Statthalter und Med. Dr. Joh. Ulrich Meier.

Im Spätherbst des Jahres 1867 standen zwei Männer auf dem selten begangenen Furglenfirst und gaben sich das Versprechen, im nächsten Jahre mit einander Rossen zu besteigen, einen der wenigen Punkte in unserm Gebirge, wo sie noch nicht gewesen waren. Es sollte nicht geschehen. Des Menschen Herz schlägt seinen Weg an, aber der Herr allein giebt, daß er fortgehe. Der Lebensfunken des einen von ihnen ist wenige Monate nachher plötzlich ausgelöscht und mit Wehmuth setzt ihm der Begleiter diesen Denkstein in den appenzellischen Fahrbüchern.

Joh. Ulrich Meier war der eheliche Sohn des Matthias Meier von Trogen und der A. Barbara Frischknecht und wurde geboren in Wald den 20. Juli 1825. Sein Vater war der Bruder des Begründers des appenzellischen Monatsblattes und der Appenzeller-Zeitung, des Arztes und Stathalters Johannes Meier, und siedelte von Wald in die Bürgergemeinde über, wo er bald Gemeindeschreiber wurde und diese Stelle 25 Jahre lang aufs beste versah. Sein zweitältester Sohn, Joh. Ulrich, war eine Zeit lang Brotträger, sollte aber dem Onkel sowohl in der ärztlichen Laufbahn als

im Statthalterrang nachfolgen und ihm auch in der Kürze der öffentlichen Wirksamkeit ähnlich werden. Den ersten Schulunterricht genoß er, 6 Jahre lang, in der Schule in Hüttenschwende. Vom 12. bis zum 15. Jahre durfte er die Waisenschule zur Schurtanne, die „landwirthschaftliche Anstalt,“ wie er sie selber nennt, besuchen, wo er namentlich in der Muttersprache eine „ernstere Grundlage“ legen konnte und auch im Zeichnen gefördert wurde. Hierauf trat er in die Kantonsschule in Trogen, der damals Hr. Zuberbühler von Gais zum zweitenmal vorstand. Ueber diese Lernzeit von 1840 bis 1842 sagt er: „Die französische Sprache und die weiteren in den Bereich allgemeiner Bildung gehörenden Fächer fanden unter Herrn Zuberbühler's erfolgreicher, guter Leitung für mich sorgfältige Pflege. Ich besuchte auch während dieser Zeit mit den übrigen Kantonsschülern den Religions- und später, auf Ostern 1843, den Konfirmationsunterricht meines hochgeachteten Seelsorgers, Herrn Dekan Frei.“ Doch genügte die Kantonsschule dem aufstrebenden Jünglinge, der schon früh eine Vorliebe für das Studium der Medizin gefaßt hatte, nicht und die Eltern, obwohl in ganz bescheidenen äußern Verhältnissen lebend, wollten seinem Streben nicht hindernd in den Weg treten, so schwere Opfer ihnen das auch auferlegte. — Zum Theil schon während seines Besuches der Kantonsschule, hauptsächlich aber von 1842 — 44, erhielt er von Hrn. Pfarrer Knaus in Speicher in der diesem hochgebildeten Manne eigenen gründlichen Weise Unterricht in der lateinischen und griechischen Sprache. Wir wissen von diesem Lehrer, daß Meier ihm durch seinen eisernen Fleiß, seine Fähigkeiten und Fortschritte große Freude bereitet hat, und der Schüler ist ihm für den ertheilten Unterricht „lebenslänglich in dankbarer Freundschaft zugethan geblieben.“ Auf den Rath des Hrn. Pfarrer Knaus kam er im Oktober 1844 ans Obergymnasium in Stuttgart. Ueber die ersten Semester seines Aufenthaltes daselbst liegen uns kurze Tagebuchblätter von seiner Hand vor. In Folge spezieller Verwen-

dung konnte er in die 7., resp. unterste Klasse des Obergymnasiums eintreten, freilich im Griechischen nur als hospes, da er hierin noch zurück war. Das erste Zeugniß (vom März 1845) fiel zwar nicht ganz nach seiner Erwartung aus, er konnte aber im 2. Jahre schon in die 9., d. h. die zweit-oberste Klasse, eintreten. Neben den alten und modernen fremden Sprachen — Meier lernte im 2. Jahre auch italienisch — wurde das Hauptgewicht auf Deutsch, Psychologie und Logik gelegt, während die Realien und Naturwissenschaften stiefmütterliche Behandlung erfuhrten. Er fand auch in Stuttgart Lehrer, die „auf ein glückliches wissenschaftliches Fortkommen unermüdlich“ für ihn bedacht waren. Längere Zeit war er vom Heimweh stark geplagt, das ihm gelegentlich nicht nur Thränen, sondern auch Verse abpreßte, welch' letztere wir indessen der Vergessenheit übergeben wollen. Allmälig aber gefiel es ihm ganz gut in der schwäbischen Residenz, er vergaß aber darob nicht sein Vaterland, dessen Jesuitenfrage und Freischaarenzüge ihn lebhaft in seinem Tagebuche beschäftigten.

Im 21. Altersjahr, im Herbst 1846, also ziemlich spät, bezog er die Universität Heidelberg, wo er vier volle Jahre blieb. Er schreibt über diese Zeit: „Ich widmete mich hier dem ärztlichen Studium, genoß in ausgedehnter Weise die akademischen Rechte, fand in den meisten Lehrern der medizinischen Fakultät dankenswerthes Wohlwollen, besuchte, so weit es meine Fachstudien erlaubten, Vorlesungen über Philosophie, Ästhetik, deutsche Literatur und andere in dem Bereich der humaniora stehende Kollegien, während ich in der Medizin durch gut gegebene Theorie, verbunden mit erfahrner Praktik, welche auf einige Zeit durch die politischen Stürme in Baden hauptsächlich in chirurgischer Hinsicht gewann, förderlich meiner ärztlichen Bestimmung zugeführt wurde.“ Es ist konstatiert, daß er ein fleißiger Student gewesen ist, der seine Zeit gut zu Rathe hielt. Gelegentlich hat er aber doch auch das Sprüchlein zu würdigen gewußt:

„Von der Wiege bis zur Bahre
Sind die schönsten die Studentenjahre.“

Und seinen „melodischen Erinnerungen aus dem Studentenleben“ hat er mit eigener Hand das bekannte Motto über Wein, Weib und Gesang vorgesetzt.

Alles das war und blieb freilich in engen Grenzen, denn auf schwere Wechsel von Hause wartete er umsonst und zur Anwendung anderer Mittel war er zu solid.

Im März 1850 bestand er das medizinische Examen in Heidelberg, das schriftliche in 6 Tagen bei Gmelin, das mündliche in 2½ Stunden vor Nägeli, Chelius, Sulchelt, Heub und Gmelin, erhielt die Doktorwürde und legte den 30. März den Doktor-Eid vor Gmelin und Rechnungs-rath Muth im Universitätsgebäude ab.

Das waren ihm „selige Tage“ im schönen Heidelberg, die zwölf Tage von Erlangung des Doktor-titels bis zu seiner Abreise. Er hat im Freundeskreise oft davon gesprochen. Am 14. April kam er bei Hause an und drei Tage nachher bestand er das schriftliche, am 19. April das mündliche Verhörrichterexamen, letzteres während einer halben Stunde in Gesellschaft des verunglückten Theologen und Schriftstellers Waldburger von Teufen. Die Stelle eines Verhörrichters war zwar nicht erledigt, Meier hatte sich aber, einertheils, wie er in seinem der großräthlichen Prüfungskommission eingereichten curriculum vitae sagt, um den Eltern, „die in sorgfältiger Erziehung und Fleter, ernster Sorge für das Wohl der Ihrigen mich auf einen Beruf vorbereiten ließen, der ihnen große Opfer und manchen Kummer verursachte, in bestmöglicher Weise eine Stütze zu sein,“ anderntheils „zum Zwecke allseitiger Ausbildung“ schon von Heidelberg aus um diese Stelle beworben. Nachdem der Große Rath ihn auf den Bericht der Prüfungskommission für wahlfähig erklärt hatte, wurde er den 6. Mai 1850 vom zweifachen Landrathe wirklich zum Verhörrichter ernannt und als solcher beeidigt.

Einige Tage vorher, den 1. Mai, hatte er auch das

medizinische Staatsexamen vor den Herren Landammann Dr. Dertli, Landammann Frenner, Leuthold, Zürcher, Züst und Lutz mit allen Ehren, „zur vollkommenen Zufriedenheit“ bestanden.

Es versteht sich von selbst, daß der junge, unerfahrene Verhörrichter noch manches zu lernen hatte. Er gieng aber an die Lösung seiner Aufgabe mit großem Ernst, wie er überhaupt nichts oberflächlich betreiben konnte, und fasste sie von Anfang an richtig auf. In dem erwähnten curriculum heißt es: „Ich will die Schwierigkeiten dieses Amtes, die vielfachen Anforderungen desselben, dessen hohe Bedeutung für die menschliche Gesellschaft, für Recht und Gerechtigkeit vollkommen anerkennen und ich weiß wohl, daß dessen gehörige Verwaltung die Gerechtigkeit eines Richters, den Ernst, die Würde und Menschlichkeit eines Mannes, die unentwegte Achtung vor den Gesetzen mit genauerer Kenntniß derselben in Anspruch nimmt, daß aber auch dadurch schöner Anlaß und schätzenswerthe Gelegenheit zu weiter Ausbildung in menschlichem Wissen und menschlicher Erfahrung geboten ist.“ Sechzehn Jahre lang, von 1850—1866, während der schönsten Zeit seines Lebens, bekleidete er die Verhörrichterstelle und was er in diesem Amte gewirkt, bildet offenbar den Glanzpunkt seiner öffentlichen Thätigkeit, so wenig es auch nach außen in die Augen fiel. Seinetwegen hatte der alte Verhörrichter weichen müssen; es war also an ihm, das in ihn gesetzte Vertrauen in allen Theilen zu rechtfertigen. Und er hat es gerechtfertigt auf eine Weise, die ihm die vollste Anerkennung erwarb. Es ist ein schwieriges, versuchungsreiches Amt, Verhörrichter zu sein. Meier hat es verwaltet, ohne daß der mindeste Makel auf ihm ruht. Er war jeder Bestechung unzugänglich, verschwiegen wie das Grab, ernst und doch auch sehr human und mild. Mit treuer Gewissenhaftigkeit in Wartung seines Amtes von Anfang an bis zum Ende verband er nach und nach einen tiefen psychologischen Blick in die Personen, die er zu verhören hatte, vermöge dessen er selten das Ziel verfehlte,

und große Gewandtheit in Abfassung der Gutachten und Urtheile. Nicht gerade störend, aber doch fühlbar waren dabei zwei Umstände, einmal der, daß ihm praktische Erfahrung im Zivilprozeß abgieng, mit andern Worten, daß er nie in untern Instanzen gesessen war, und dann die Nebelhörigkeit, an der er zu Zeiten litt.

Unsers Wissens ist Meier während der ganzen Zeit, da er Verhörrichter war, nur ein einziges Mal, aber freilich arg genug, angegriffen worden. Es geschah dies in der in St. Gallen im Jahr 1852 erschienenen, von einem Advokaten geschriebenen Brochüre: „Justiz in Appenzell-Außerrhoden“, worin ein in Herisau wohnhaft gewesener Schreiner Jakob Indermauer von Verneck, der von unsrern Gerichten wegen Diebstahls, Ehebruchs und Betrugs zu einer Buße von 30 fl., zu viertägigem Gefängnisse bei Wasser und Brot, zu 12 Ruthenstichen, zur Bezahlung der Kosten und Kantonsverweisung verurtheilt worden, als unschuldiger Märtyrer und der Verhörrichter als ein Barbar hingestellt war. Der Angriff galt indessen weniger der Person Meier's, als unserm ganzen Justizwesen, und war ein neuer Beleg für die „freundnachbarliche,“ resp. übelwollende Gesinnung gewisser St. Galler gegen uns, wie wir sie auch seither zur Genüge erfahren haben. In der fraglichen Prozedur kommen allerdings Dinge vor, die unsre humane Zeit verpönt, Zwangsjacke als Lügenstrafe (was übrigens der Verhörfkommission von Amts wegen einen Tadel zuzog) und Ruthenstiche als Strafmaß; sie war aber im ganzen durchaus korrekt vor sich gegangen. Da die Brochüre mit schrecklichen Vorwürfen, als: Tortur, Aktenfälschung, Bestechung und Meineid, aufmarschirte, so mußte die Verhörfkommission den Standeshäuptern über den Sachverhalt genauen Bericht erstatten und sie that darin dar, daß Indermauer's „Ehrenrettung“ nichts anderes sei als „eine Reihe der schändlichsten Verleumdungen von der Beschuldigung der Bosheit bis zur Andichtung des Meineids.“ Die Angegriffenen, Verhörrichter und Altuar, riefen am Schlusse ihrer Rechtfertigung den

Schutz der Behörden zur Wahrung der Ehre ihres Amtes und ihrer Person an. Der Große Rath, nach Vernehmung der Sachlage, gieng im April 1852 über die in der Brochüre enthaltenen, gegen ihn gerichteten Schmähungen eines geständigen und überwiesenen Verbrechers einfach hinweg, qualifizierte die Anschuldigungen wider das Verhöramt als boshaft Verleumdung und niedere Leidenschaft, legte Zeugniß ab für die anerkannte Ehrenhaftigkeit des Personalbestandes desselben und ermächtigte es, den Bericht und die beigefügten species facti sammt Urtheil der Offentlichkeit zu übergeben. — Wir wissen, daß dieser Vorfall sich unserm Verhörrichter tief eingeprägt hat; es war ein schmählicher Angriff auf seine Ehrenhaftigkeit und Humanität und seine entschieden sensitive Natur mußte ihn um so mehr empfinden, da er kurz zuvor sich verehlicht hatte.

Den 10. Febr. 1852 war er mit A. Barbara Tanner von Herisau in die Ehe getreten. Er wurde Vater von 5 Kindern, wovon 3 ihn überlebten. Es ist wahr, was in seinen Personalien über sein eheliches Verhältniß gesagt ist: „Die innigste, von Jahr zu Jahr immer wachsende Liebe verband die beiden. Die Gattin erblickte in ihrem Gatten das Ideal eines echten Mannes, zu dem sie mit voller Hochachtung empor schauen, an dem sie sich selbst bilden konnte, und er fand bei ihr jene gänzliche, liebevolle Hingebung, jene treu und still wirkende Häuslichkeit, welche vor allem dem Manne das Weib achtungswert und theuer machen.“

Neben dem Verhörrichteramte betrieb er mit Vorliebe die erst spärliche, in der Folge aber ausgedehnte ärztliche Praxis. Die Frage, ob er zu einer glänzenden Carriere in der praktischen Medizin nicht zu lange Verhörrichter gewesen, wollen wir dahingestellt sein lassen; er selbst hat das Sprüchlein vom Zweiherrndienst wohl bekannt und sich lange vorher, ehe er den einen Dienst quittirte, aus ihm herausgesehnt, um seine ganze Zeit und Kraft dem andern widmen zu können, dem denn doch seine Liebe vorzugsweise zugewandt war. Aber

grade in der Doppelstellung, worin er sich befand, war seine Gewissenhaftigkeit bei Ausübung des ärztlichen Berufes und sein Eifer zur Fortbildung in demselben doppelt läblich. Er wollte seine medizinischen Studien nicht brach liegen lassen und an den Nagel hängen. Im Gegentheil bot er allem auf, um auch seinen Pflichten als Arzt zu genügen, und scheute hiezu keine Mühe und Anstrengung. Wie manche Stunde hat er nach des Tages Arbeit auf dem Rathause und daheim noch der Nacht abgerungen zu ärztlichen Studien! Nicht außerordentliche, glänzende Begabung hat ihm auch auf diesem Felde Anerkennung und Erfolg verschafft, sondern rastloser Fleiß, treue Hingebung an den Beruf neben seinem freundlichen, humanen Wesen. Er war eines der tüchtigsten Mitglieder der Sanitätskommission, der er von 1851 an bis zu seinem Ende angehörte, längere Zeit als Aktuar, in seinem letzten Lebensjahre als Präsident. Auch im ärztlichen Verein bewegte er sich mit entschiedener sachlicher Sicherheit und war er wohlgeitten wegen seiner tüchtigen wissenschaftlichen, allgemeinen und fachlichen Bildung und seiner fleißigen Geschäftsführung. Als Präsident dieses Vereins begann er eine Geschichte der appenzellisch-medizinischen Literatur und legte in seinen Eröffnungsreden ein deutliches und schönes Zeugniß von seiner Liebhaberei für Naturwissenschaften und speziell für Botanik ab, die er schon als Knabe mit Vorliebe betrieben hatte. Eine dieser Reden ist im 4. Heft der Jahrbücher, neue Folge, niedergelegt. Die neue Sanitätsverordnung ist fast ganz sein Werk und gereicht ihm zur Ehre.

Er hatte aber auch Sinn, Begabung und Eifer noch für andere Dinge; denn von ihm, der in den alten Klassikern wohl zu Hause war und sie noch in den späteren Jahren in hohen Ehren hielte, galt auch das klassische Wort, das Terenz dem Chremes in seinem Heautontimorumenos in den Mund legt: homo sum; humani nihil a me alienum puto. So wandte er sich mit lebhaftem Interesse dem Schulwesen zu und hatte als Mitglied der Schulkommission von Trogen

(von 1859 bis zum Tode), der Kantonsschulkommission (von 1859—67) und der Landesschulkommission (von 1864—67) reichlich Gelegenheit, auf diesem Gebiete zu wirken, seine Kenntnisse zu verwerten und seinen Bildungseifer an den Tag zu legen. Er war auch ein thätiges Komiteemitglied der appenzellischen gemeinnützigen Gesellschaft und in dieser Stellung lagen ihm besonders der Aufsichtsverein für entlassene Sträflinge, dessen Gründung er im Nov. 1863 durch ein einlässliches Votum angeregt hatte und zu dessen Kräftigung er als Vorstandsmitglied lebhaft mitwirkte, und die appenzellischen Jahrbücher am Herzen. Auf und über die Feste der schweizerischen naturforschenden und der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft in Trogen, jenes 1857, dieses 1867, entwickelte er eine große Thätigkeit. 1864 wählte ihn Trogen in den Großen Rath und dieser in die Landesschul- und Kirchenkommission. Aus beiden Kommissionen trat er indessen wegen überhäufter Geschäfte bald wieder zurück.

Er erkannte und fühlte es überhaupt immer lebendiger, daß er seine Kraft konzentrieren müsse; er war im buchstäblichen Sinne des Wortes überbürdet, seine Gesundheit hatte angefangen, darunter zu leiden, und da sich inzwischen auch seine ökonomische Stellung wesentlich verbessert hatte, so fasste er den Entschluß, die Verhörrichterstelle niederzulegen und sich fortan ganz dem ärztlichen Berufe zu widmen. Mit Schreiben vom 12. März 1866 an den Großen Rath resignierte er auf genannte Stelle; die Bemühungen der Standeskommission, den „drohenden Verlust“ abzuwenden, hatten keinen Erfolg. Der Große Rath entließ ihn als Verhörrichter den 23. März „unter Verdankung seiner ausgezeichneten Leistungen“ auf Ende Mai gleichen Jahres.

Die Entlassung vom Verhöramt war für ihn eine wahre Wohlthat, auch in gemüthlicher Hinsicht. Indessen wurde er unmittelbar darauf in anderer Weise vom Lande in Anspruch genommen, erst für die oberste richterliche, dann für die oberste administrative Behörde. Die Landsgemeinde wählte ihn im

April 1866 ins Obergericht; im Herbst desselben Jahres rückte er zum Nationalrath vor und im Frühling darauf wurde er Statthalter. Schon in früheren Jahren war er wiederholt zum Landesbeamten vorgeschlagen worden, lange, ohne Zugkraft auszuüben. Nicht reich, nicht umgeben vom Nimbus eines glänzenden Familiennamens, nicht durch äußere Eigenschaften imponirend, bei allem Wissen ein stiller, bescheidener, schlichter Mann, eher zu ängstlich als zu wenig, eher sich selbst unter- als überschätzend und darum nie sich hervordrängend, hatte er sich nur allmälig in der öffentlichen Meinung Bahn gebrochen, aber auf diesem Wege schließlich großes Vertrauen gefunden. Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß die völlige Integrität seines Wandels und Charakters nicht wenig dazu beigetragen hat. Ihn selbst hat es gedemüthigt, als er sich mit einem Male so über andere, die er für würdiger hielt, emporgehoben sah, und aufrichtig war sein Bedauern, daß gerade er, der es am wenigsten gesucht hatte, in Folge einer jener unberechenbaren Volkslaunen berufen sein sollte, den verdienten Landammann Dr. Roth aus dessen Stelle als Nationalrath zu verdrängen. — Aber einmal gewählt, unterzog er sich der neuen Aufgabe mit seiner bekannten Treue und Hingebung. In politischer Beziehung gehörte er zu den besonnenen, aber entschiedenen Liberalen und war er ein Demokrat von Hause aus. Freudig stimmte er in Bern zur Kreditertheilung im Interesse besserer Wehrfähigkeit unsers Volkes.

Nur kurze Zeit sollte er die neuen Ehrenstellen bekleiden. Ein wahrhaft tragisches Geschick wartete seiner in fremdem Lande.

Er hatte sich schon längere Zeit mit dem Gedanken getragen, nach Wien zu gehen, theils um über sein Gehörleiden eine ärztliche Autorität zu konsultiren, theils um sich an der dortigen Universität in einzelnen medizinischen Fächern auszubilden, sich mit den neuesten Erfahrungen der Wissenschaft

zu bereichern und so diese und jene Lücken in seinem Wissen auszufüllen.

In der ersten Woche im Januar 1868 reiste er nach Wien ab. Von dort sandte er 6 Briefe nach Hause, worin er seine Frau über sein Befinden und Bestreben, seine Hoffnungen und Arbeiten im einzelnen unterrichtet. Er schrieb u. a.: „In Wien gefällt's mir. Ich kann unendlich viel lernen. Ich sitze im Hause eines ehrbaren Wiener Schneiders, bei dem ich durch Anleitung eines ärztlichen Kollegen aus Luzern und auf dessen Empfehlung hin ein angenehmes, stilles, kleines Stübchen zur Miethe genommen habe. Ich habe folgende, meist 6—8 Wochen dauernde Kurse begonnen: einen chirurgischen, einen geburtshülflichen und noch einen andern Operationskurs; zugleich besuche ich den Hörsaal von Dr. Gruber, der über Ohrenheilkunde liest. Ich hoffe, daß mir diese viel Genuss verschaffen wird, wenn schon es den Anschein hat, daß mir selbst in Bezug auf das Gehör nicht zu helfen sei. Es werden auch noch mehrere andere Kurse an die Reihe kommen, so daß ich den ganzen Tag mit Sehen, Hören und Selbstarbeiten beschäftigt sein kann und mir der Abend vollauf zu thun geben wird, um die wissenschaftlichen Erlebnisse des Tages am Pulte zu verarbeiten. Ich werde die Reise hieher niemals zu bereuen haben. Unter den ältern Medizinern bin ich übrigens keineswegs allein; manch ergrauter Praktiker kommt hieher an die Quelle, um frische Kraft zu schöpfen. Das den Studirenden zu Gebote stehende Material ist ein ungeheures. Denke dir gegen 2000 Kranke, die gewaltigen Sammlungen aller Art und die tüchtigsten ärztlichen und wissenschaftlichen Kräfte für alle Zweige der Medizin und du wirst dir damit einen ungefähren Begriff von dem machen, was mir geboten ist. Das allgemeine Krankenhaus, wo ich mich einzig für meine Kurse aufhalte, ist wohl in einer halben Stunde kaum zu umreisen und man hat gar manchmal sich umzusehen und nachzufragen, bis man sich darin nur einigermaßen zurechtfindet. Eine Anzahl Schweizer zähle

ich hier unter den Studirenden der Medizin, Leute von 24 bis 30 Jahren, die theils das Examen vor der Thüre oder bereits im Rücken haben und deren Gesellschaft ich auffuche. — Vor 8 Uhr trinke ich nach hiesiger Art aus einem Glase den Kaffee, reise dann unverzüglich ins Krankenhaus, wo ich durchschnittlich in einem Vormittag in die Vorträge von 3 bis 4 Professoren komme, die am Krankenbette oder am Leichentische ihre Ansichten darlegen; um 12 Uhr geht's zum Mittagessen und um halb 1 Uhr schon wieder an den Operationstisch, nachher wieder zu Todten und Lebendigen und ich verlasse das Spital erst um 6 Uhr abends. So alle Tage mit Ausnahme von Samstag und Sonntag; am Samstag wird wenig vorgetragen wegen der vielen Juden. Hr. Gruber erweist mir viel Aufmerksamkeit und will mir noch zu einem Kurse verhelfen, der schon besetzt ist, an welchem mit Spiegeln der Schlund, der Kehlkopf, die Nase &c. untersucht werden, was mir in der Ohrenheilkunde jedenfalls zu statten kommen müßte. Hiezu braucht's verschiedene Apparate. Es braucht einen tüchtigen Lehrer, den habe ich; es braucht tüchtige Uebung, hinter diese will ich, und ein gutes Auge ist nöthig und das, Gott Lob! hab' ich. — Es ist eine herrliche Zeit. Jeden Tag die interessantesten Krankheitsfälle, die von den berühmtesten Aerzten erklärt werden. Mit einer wahren Gier verschlinge ich manches, das mir in meinen früheren Studien nicht geboten gewesen ist; hätte nur der Tag dreimal so viel Stunden, denn so muß ich noch vieles fahren lassen, trotzdem es mir von Herzen weh thut. Es ist so doch noch das schönste Studentenleben; man weiß so recht jeden Augenblick, warum man auf der Universität ist; man hat bereits erkennen gelernt, was man wissen und kennen muß und was man nicht kann und darum noch zu lernen hat. Ich weiß alle Tage, wie viel Holz ich zu spalten habe.“

Ein schweizerischer Arzt in Wien berichtete nach Meier's Tode nach Trogen: „Dr. Meier warf sich mit einem Feuer-eiser und einer frischen, thatkräftigen Begeisterung, die uns

Jüngere beschämen mußten, auf seine wissenschaftlichen Studien, um die kurze Frist voll und ganz zu nützen. Vom frühen Morgen bis zum Abend besuchte er unermüdlich die medizinischen Kurse, die Kliniken, gönnte sich kaum eine Rast und Erholung, ja nach dem späten Abend war er angestrengt thätig, um die Erfahrungen und Beobachtungen des Tages wieder zu durchgehen und als bleibenden Gewinn auszuarbeiten und niederzuschreiben. Wir hatten unsre herzliche, bewundernde Freude an der frischen, gesunden Thätigkeit des nimmer rastenden Mannes. Noch mehr steigerte sich unsre Liebe und Theilnahme für unsren wackern Kollegen, wenn er sich hie und da etwas länger in unsrer Schweizergesellschaft blicken ließ, wenn da in freundschaftlichem Gespräch seine durch und durch tüchtige Natur, sein unverfälschter, offener Sinn, seine edle Bescheidenheit sich in seiner ganzen Weise und Rede kundgaben. Er gewann durch sein schlichtes, treues, kerniges Auftreten rasch die volle Sympathie seiner Landsleute."

Die österreichische Hauptstadt imponirte unserm Stud. Med., wie er sich in einem Briefe an seine Frau unterzeichnete, gewaltig. Sie kam ihm, der noch keine größern Städte gesehen, zum „erschrecken“ groß vor. Von der Stadt selbst hat er freilich gar wenig, nur zu wenig gesehen und so sehr er dankbar war für all' die neuen Eindrücke, die er empfing, und namentlich für die wissenschaftliche Ausbeute, es zog ihn doch mit Macht heim. „Hier bleiben möchte ich nicht; wenn einmal die Kurse fertig sind, so schnüre ich mit Freuden wieder mein Känzlein und reise über München und St. Giden nach Hause zu meinen Leutchen daheim. Also keine Furcht, daß ich nicht wieder nach Hause kommen werde!“ Rührend ist es, zu lesen, wie er seiner Unruhe Worte verleiht, als er, der schon vier Briefe nach Hause geschrieben, immer noch keine Antwort erhalten und alle Tage viermal an der Brieftafel im Krankenhouse umsonst darnach sich umgeschaut hatte, rührend der Ausdruck der Freude über den endlichen Empfang

so recht beruhigender Nachrichten von Hause, wie denn seine Wiener Briefe überhaupt klar und deutlich darthun, daß er sich in seinem häuslichen Kreise vollkommen glücklich gefühlt hat und dafür Gott recht dankbar gewesen ist.

Anfangs März gedachte er heimzukehren. Der Mensch denkt, Gott aber lenkt. Er ist früher heimgekehrt, eine Leiche im Sarge. In seinem 4. Briefe an die Frau stehen die Worte: „Wie viel Mal läutet im Spital täglich das Sterbeglöcklein und schreiten schwarze Gestalten mit einer Tragbahre durch die weiten Gänge auf den Gottesacker, ein thränendes Mütterchen oder sonst jemand, der das Verstorbene lieb gehabt hat, hintennach.“ Als er diese Worte niederschrieb, hat er nicht daran gedacht, daß die, welche ihn lieb gehabt, bald seinem Sarge folgen werden.

In der Nacht vom 29. auf den 30. Januar erkrankte er, wohl in Folge geistiger Überreizung, an einer Gesichtsrose. Die Darstellung des Verlaufes der Krankheit und ihres Endes entnehmen wir den gedruckten Personalien: Obgleich sich ziemlich heftiges Fieber einstellte, so wurde die Krankheit von den behandelnden Aerzten dennoch nicht für gefährlich angesehen. Der Kranke selbst war jedoch besorgter und äußerte hin und wieder die Befürchtung, die Krankheit möchte sich auf das Gehirn werfen und einen tödtlichen Ausgang nehmen. In diesen Tagen nun schrieb er als vorsichtiger Familienvater mit zitternder Hand einige testamentarische Verfügungen nieder und sprach mit der größten Innigkeit und Liebe von seiner Frau und seinen Kindern, die der Verlust des Vaters so schwer treffen müsse. Diese trüben Gedanken verließen indessen den Kranken am Tage vor seinem Tode wieder völlig und er hoffte auf baldige Genesung, die in der That einzutreten schien. So kamen denn auf telegraphischem Wege ganz beruhigende Berichte hieher. Als aber Dienstags den 4. Februar, mittags 12 Uhr, einer der ihn behandelnden und verpflegenden Aerzte in das Zimmer des Heimgegangenen trat, fand er denselben als einen Sterbenden in seinem Blute lie-

gen. Noch konnte dieser auf die Frage, wie es ihm gehe, antworten: „Nicht gut“ — und dann verschied er. In einem unbewachten Augenblicke hatte er sich in einem Zustande völ- liger Geistesstörung mit einem anatomischen Scalpell aus seinem ärztlichen Etui das Herz durchbohrt.

Dr. Billroth, eine der ersten medizinischen Autoritäten Wiens, sprach sich in seinem Gutachten über den traurigen Vorfall u. a. so aus: „Eine solche That, bei unverschlossener Thüre, von einem Arzte in schmerzhaftester Weise ausgeführt, in einem fremden Lande, ohne seinen Angehörigen eine Nachricht über die Motive seiner Handlung zu hinterlassen, ohne irgend einen denkbaren Grund, bei einem Manne, der zu den ruhig denkenden, klaren von jeher gehörte, der in den glücklichsten Verhältnissen lebte: das ist nur begreiflich bei Annahme einer geistigen Störung. Ich halte es daher für unzweifelhaft, daß der Patient seine That in einem Momente vollzogen hat, in welchem er nicht Herr über seine geistigen Kräfte war. Die Erfahrungen der Wissenschaft sprechen dafür; oft kommt es vor, daß bei solchen Krankheiten nach dem Beginne der Genesung plötzliche Rückwirkungen auf das Gehirn stattfinden, die den Kranken zu ganz verkehrten Ansichten und Handlungen leiten.“

Das ist denn auch in der That die einzige Annahme, die geeignet ist, das dunkle Räthsel zu lösen und ein tröstliches Licht auf Meier's tragischen Tod zu werfen. Er lebte in den angenehmsten häuslichen Verhältnissen, war ökonomisch gut gestellt, sah sich vom Vertrauen des Landes getragen, ihn erfüllte und durchdrang ein jugendlicher Eifer, sich für seinen Beruf immer tüchtiger zu machen, er stand sittlich ohne Makel da und hatte auch nicht im Glauben Schiffbruch gelitten: so erklärt nur ein plötzliches Versinken in völlige Geistesverwirrung und Unzurechnungsfähigkeit sein trauriges Ende und eben deshalb darf die Art und Weise seines Todes uns den Mann auch nicht um eine Linie in unsrer Achtung und Liebe herabsetzen.

Er brachte sein Leben auf nur 42 Jahre, 6 Monate und 15 Tage. Sein Kollege, Hr. Dr. Vogt in Trogen, geleitete die Leiche von Wien in die Heimat, wo sie den 14. Februar 1868 unter außerordentlich großer und inniger Theilnahme in der gewöhnlichen Reihenfolge der Gräber im neuen Kirchhof beigesetzt wurde. Hr. Pfarrer Bion, der treue Freund des Verstorbenen, sprach an seinem Grabe ergreifende Worte des Trostes und der Mahnung. Es war ein trauriger und ein erhebender Tag zugleich, der Beerdigungstag des jungen Arztes und Beamten, der ausgezogen war, sein Wissen zu bereichern, und in fremdem Lande, fern von den Seinen, unter so erschütternden Umständen starb. Den unsäglichen Schmerz, den seine Familie empfand und empfinden mußte, hat die Zeit und christlicher Glaube gemildert. Sein Leib modert schon lange im Grabe, aber sein Name und was er gewesen und gewirkt, lebt fort in der treuen Liebe der Seinen und im dankbaren Andenken seiner Freunde und seines Landes. Have, amice!

3. Seminardirektor Sebastian Zuberbühler von Trogen.

Sebastian Zuberbühler wurde den 19. September 1809 in Trogen geboren. Seine Eltern, Bartholome Zuberbühler von dort, ein Weber, und Marie Ursula Löhner, eine Hebamme, sorgten treu für seine Erziehung und ließen ihn die Primarschule des Dorfes besuchen, wo er sich bald als wohlbegabter, fleißiger und ernster Schüler auszeichnete. Weil die Mittel zu seiner weiteren Ausbildung nicht erhältlich waren, lernte er das Weben, später auch das Verfertigen von „Kammen“ für die Weberei, um recht bald sein Brot selbst zu verdienen. Er war im Begriff, letztern Beruf auf eigene Rechnung zu betreiben; doch trat in seinem Leben ein Wendepunkt ein, der über seine ganze Zukunft entscheiden sollte.